Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 1

Artikel: Sommerschnee
Autor: Jehli, Joh. Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661596

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sommerschnee.

In der Oberalp läuteten die Kühe munter auf der Abendweide. Die Hirten waren zur Hütte zurückgekehrt. Sie setzten sich zum Sennen, Zusennen und dem Hüttenbub auf dem grünen Rasen unweit der Hütte.

Die Sonne war untergegangen, hell und warm, mit dem sichern Versprechen: morgen werde ich euch wiederkommen mit einem herrlichen, wachsenden Tag. Die Dämmerung senkte sich allmählich mit ihrem sanften Schleier über Alp und Niederungen. Nur die höchsten, himmelsuchenden, vom ewigen Schnee bedeckten Firnen leuchteten noch in der scheidenden Sonne Gold, wie das ewige Licht im dunkeln, städtischen Dome. Fern und andächtig klangen von den Dörfern die Abendglocken zu den feiernden Hirten herauf. Still horchten die Älpler.

„Schaut dort, wie der Spießhorn brennt", brach der Senn, ein kraftstrotzender Mann, die Stille im lauschenden Kreis. „Ich glaube, er hat's wie die Menschen, immer höher will er wachsen, um möglichst weit zu glänzen. An jeder Kirche, an jedem Rathaus setzen wir einen Turm. Der Turm ist aber nicht hoch genug, eine Kuppel wird darauf gebaut. Noch genügt es nicht. Ein Kreuz, eine Fahne oder eine andere Spitze muß ihn krönen. Auf dem Ozean streckt das stolze Schiff seinen Mast in den Wind. Lustig weht die vaterländische Flagge an seiner Spitze. Auf jeder höchsten Bergzacke stellen wir den Steinmann. Von der Höhe kommt das Schöne, das Ordnung- und Maßgebende, aber auch das Furchtbare, Zerstörende.

Vom Berge Sinai gab der Herr dem Moses die Gesetzestafeln. Damals hat der Himmel gedroht mit zuckendem Blitz und erderschütterndem Donner. Auf einem Berge hielt Christus die ergreifendste und gründlichste Predigt, die je Menschen vernommen: die Predigt von den acht Seligkeiten. Auf dem Tabor zeigte er sich seinen Lieblingsjüngern in seiner Verklärung. Am Ölberg focht er den schweren innern Seelenkampf. Auf dem Kalvarienberg hing er am Schand- und Marterholz des Kreuzes, ein Beispiel gerichteter Unschuld und menschlicher Gerechtigkeit.

Vor Christus beherbergte der hohe Olymp die heidnischen Götter. Von den Zinnen der Alpen trugen Hannibal, dann die wilden nordischen Kriegsvölker den Schrecken zu den Toren Roms.

Irgendwo auf einer Klippe des Ozeans verkündet im nächtlichen Sturme ein Leuchtturm den Schiffbrüchigen Heimat und Rettung. Unsere Berge tragen auf ihren breiten Schultern unzählige Gasthäuser. Sie bieten den Müden und Kranken Erholung und Genesung. Und wir," schloß der halb studierte, in Begeisterung gestiegene Senn sein Hohelied, „wir sind die Begnadigten, die Bewohner und Bürger der Berge."

Der Zusenn war ein Fünfziger; denn die gebleichten Haare an den Schläfen kündeten die Mittagshöhe des Lebens. „In meiner frühsten Jugend habe ich schon in den Alpen gehütet," sprach dieser. „Aber ich habe unser armes, fruchtkarges Land verlassen. Geld wollte ich verdienen, viel Geld. Ich schiffte über den Ozean. Auf weiten, ausgedehnten Farmen und später in unübersehbaren Pflanzungen suchte ich mein Glück zu finden. Gold, Geld und Gut habe ich errafft. War das mein Glück? Ja, man sagt es. Allein das Schicksal wechselte die Pferde. Im Freiheitskriege verlor ich alles. Ein Bettler bin ich heimgekehrt, und fand mein — Glück, meine heimatlichen Berge."

Senn und Zusenn hatten in gehobener Stimmung und in feierlichem Tone der Alpen Lob gesungen. Die Sonne war unterdessen vollends gesunken. Die Firnfeuer erloschen. Die Abendglocken verklungen. Nacht deckte die Erde. Aber noch weideten die glockenrührenden Kühe. Vom Himmel schauten mild die Sterne.

Der Großhirt, der alte, schon weißhaarige Theas, gab jetzt der Unterhaltung andern Ton und andere Richtung.

„Steigt mir alle auf den Buckel, ihr hochsteigenden Poeten," widersprach der kühle Greis. „Lust und Weh dem Erdenball, den Menschen stets und überall. Auch daoben. Mein Vater war ein armer Teufel. Sein Lebtag ist er Alphirte gewesen. Er nahm im Sommer die Mutter und alle meine Geschwister mit auf den Berg. Ich wurde in der Alp geboren. Ohne künstliche Hilf, ohne Saus und Braus ward meine Geburt gefeiert. Und doch, sagt selber, bin ich nicht ein Hochgeborener?" — Die andern nickten lächelnd Zustimmung. — „Aber die Mutter starb, als ich die ersten Hosen trug. Geduldig wie ein stummes Vieh hatte sie den derben Willen meines Vaters ertragen. Die ältere Schwester führte an ihrer Stelle den Haushalt weiter. Jahr für Jahr zogen wir hinauf. Wir

hüteten das Jungvieh der Gemeinde Ruchberg. Unsere Kuh und ein paar Geißen durften wir zum Lohn noch mitnehmen. In der Ruchbergeralp ist es gewesen, daß mein Bruder in einer Gewitternacht bei der Nachschautour von einem Felskopf zu Tode gestürzt ist. Wohl wechselten wir mitunter die Alpen. Die Rekrutenschule brachte mir neue Abwechslung. Leider. Denn der dumme Hochmutsteufel stieg in mir. Ich durfte nun in der Gemeinde stimmen und wählen. Aber noch mehr, ich war ja auch wählbar. Doch, wer hätte mich irgendwo hineingewählt? So einen nichtsnutzigen Fötzel. Die Mädchen und Weiber vielleicht? — Richtig, eine erkor mich. Noch war ich kaum hinter den Ohren trocken geworden, heiratete ich. Nun sind zwei Köpfe dagewesen. Die Frau wollte mich nicht mehr in der Alp wissen. Das sei eines jungen Mannes unwürdig. Verdienst hätte man nur während des Sommers, und der wär gar klein. Erst jetzt lernte ich ein Handwerk. Nur dem Weibe zuliebe habe ich gezimmert. In die Baufabrik ging ich nur gezwungen, wie ein Frosch in den Rachen der Schlange. Sie sehnte sich nach dem Städtchen; die Handwerker seien dort besser bezahlt. Zum Glück hatten wir keine Kinder. Wir kamen mit meinem Verdienste kaum aus. Es gab dort mehr Bedürfnisse und mehr Auslagen. Wir kehrten heim. Nach zehn Jahren unserer Ehe schied mein Weib aus dem Leben. Nun hielt es mich nicht länger in der Werkstatt. Im Sommer trieb's mich von neuem in die Alp.

Sechzig Sommer habe ich in den Alpen verlebt. Was daoben mir nie gefallen hat, das ist die harte Pritsche und der ewige Rauch der Hütte. Die oft niedergehenden Gewitter bringen harte Stunden, doch gehen sie schnell vorüber. Fällt einmal Schnee, er hält nicht lange. Halt, hier muß ich eine Ausnahme machen!" — Der alte Theas hielt im Erzählen inne. Er stocherte mit dem Pfeifenstier in die Pfeife, um mehr Luft zu machen, zündete sie von neuem an und fuhr fort. — „Den Sommerschnee von anno siebenundachtzig kann ich nimmer vergessen.

Damals zählte ich erst neun Jahre. Das waren noch schöne Zeiten, da ich barfuß die Windhörner und die Zacken des Blitzgrates hinaufkletterte, meine Fahne — das Taschentuch an den Haselstecken gebunden — in der Hand im Firnwind flattern ließ. Es war im Juli! — Vom Scheiderstein her kamen schwarze Wolken am Himmel dahergegangen. Breite Schatten huschten über die Matten. Der Nachmittag war schwül. Die Fliegen stachen wie besessen. Allein das Vieh fraß mit unheimlicher Lust. Auf einmal fuhr ein Windstoß daher und riß unsere breiten Filzhüte vom Kopf und rollte sie weit über die Weiden hin. Am Gratfelsen schoß eine mächtige Staubwolke in die Luft. „Jetzt paß auf," sagte der Vater, „es gibt ein Gewitter, vielleicht Schnee!" —

Schon früh am Abend goß der Himmel unheimliche Schwetten Wassers herab, als hätte man oben große Wäsche gehalten und die breitbauchigen Waschgelten würden geleert. Die Rinder rannten wild und wütend zu den Schermen. Hartaneinander duckten sie sich unter die breiten Vordächer der Hütte und der Ställe. Den Rücken zu einem unförmlichen Buckel zusammengezogen, die Schwänze zwischen die Hinterbeine gepreßt, den Kopf fast auf den Boden gesenkt, standen die armen Tiere da und rührten sich kaum. —

Wir trieben sie in die Schermen. Leib an Leib dicht gedrängt, mußten sie allmählich doch einander wärmen. Aber lange wagten sie nicht zu wiederkäuen. Kaum eine Schelle ward hörbar. Sonst auf dem Wege und auf der Weide, wißt ihr ja, stechen sie sich jeden Augenblick und bei jeder Gelegenheit die Hörner in die Rippen. Friedlich hielten sie zusammen, wie wir so streitbaren Menschen, wenn der Himmel uns mit einem gemeinsamen, schweren Unglück getroffen hat.

In der Nacht blitzte und krachte es, als wäre der Jüngste Tag gekommen. Nach Mitternacht ward es stille. Am Morgen fror es uns auf unserm Stroh. Als der Vater die Hüttentüre auftun wollte, mußte er Gewalt anwenden. Mehr wie zwei Fuß hoch war der Schnee gefallen. Für eine Woche lang war in der Alp an keine Atzung zu denken. Das Vieh mußte ins Tal getrieben werden. Am Mittag kamen die Treiber, einige Bauern, vom Dorfe an. Das Vieh wurde ins Freie gelassen. Bis zum Dorfe unten hatte man sonst, ohne Vieh, drei Stunden Weges. Die Tiere wateten dem rufenden Vater nach, eines hinter dem andern, wie die Gänse, etwa zweihundert Stück. Es schien eine lange Kette. Und ein Brüllen wars und ein Geläute. Nach zehn und zwölfen trieb und lockrief ein Bauer. Der letzte im Zuge kam ich. Es war ein mühsamer Weg für einen Neunjährigen.

In den Maiensäßen unten gab es ein hartes

Jagen; denn die älteren Tiere kannten ihre Ställe dort, wo sie im Herbst und im Frühling untergebracht worden waren. Jedes suchte seinen eigenen Weg. Dennoch trieb und lief ich tapfer bis zum Dorfe. Noch im Dorfe lag der Schnee schuhtief. Der Kirchturm war um die obere Hälfte kürzer geworden. Gestern hatte der Blitz in die Spitze eingeschlagen und hatte ihn bis zu den Glocken wegrasiert. Wir Hirten hatten jetzt unsere Pflicht getan und begaben uns in das Haus des Hüttenmeisters. Man hatte eingeheizt. Wie heimelig war's in der warmen Stube!

Naß sind wir gewesen bis auf die Haut. Wir hätten trockene Kleider haben sollen. Der Vater erhielt ein paar Hosen, Weste und Jacke vom Hüttenmeister. Das muß schon passen. Sie seien vom gleichen Leisten, beide. Aber um mich schien das Weib in Nöten zu sein. Sie zögerte, als hätte sie ein wirrer Gedanke plötzlich erfaßt. Dann eilte sie in die obere Kammer.

Bald war sie wieder in der Stube. Auf dem linken Arm trug sie dienstfertig Hemd und Obergewand für mich. Mit der Rechten nahm das Weib mich an der Hand, und ich wurde in das Nebenzimmer geführt. Ich hätte meiner nassen Kleider mich entledigen sollen. Das wollte mir jedoch nicht so schnell gelingen. Die Kälte hatte mir die Finger steif gefroren. Die Frau des Hüttenmeisters, noch ein Weib in der Blüte der Jahre, half mir, wie meine Mutter es getan hätte. Liebevoll löste sie mir Band und Riemen. So jung ich damals war, ich fühlte, daß ein unnennbares Leid dieses Weib bedrückte, ihr die Seele schnürte. Ich sah, wie ihre weichen Hände krampfhaft zuckten, daß sie in namenlosem Schmerze mit den Tränen rang. Ich mochte selber kein mutiges Gesicht gezeigt haben. — „Min arms Büebli, gelt so 'n kalta Schnee mitten im Summer, das macht friera, das macht weh!" würgte sie in abgebrochenen Worten hervor. „Du arms Krötli, wart nu, i hilf dier schu!" —

Jetzt hätte ich aber auch das letzte Stück ablegen sollen. Ich zögerte vor der fremden Frau. Ich wartete, sie würde sich entfernen. — Sie merkte es wohl und flößte mir Mut ein: „Nur immerzu, mein Kind!" Ihre Stimme bebte leis — und sie half zu Ende. Dann hüllte sie mich warm und trocken ein. Mir ward wohl in dem woll'nen Kleide.

Sie trat einen Schritt zurück. „Wie steht's dir gut!" sagte sie und weinte. — Die Hände drauf wie zum Gebet verschlungen, rief sie mit gebrochener Seele: „Grad so, — so war mein Klaus, mein einzig Söhnchen. Erst zehnjährig starb er mir im letzten Lenze. — Wie ich dich, mein kleiner Wurm, in seinem Schulkleid betrachte, ist es mir, als stünde er leibhaftig wieder vor meinen Augen."

Ich mochte ihrem verstorbenen Kinde ähnlich sein. Ich blickte sie groß an. Ich konnte ihr nicht helfen. Aber sie merkte wohl, daß ich mit ihr fühlte; denn nun faßte sie sich, herzte mich und gab mir einen langen warmen Kuß. Und sie führte mich hinaus in die Stube zum gedeckten Tisch.

Mancher Schnee ist seitdem sommerlang gefallen, manches Leid ist seit damals hereingebrochen plötzlich, unerwartet, aber die Hüttenmeisterin vergeß' ich nimmer. —

Lust und Weh dem Erdenball, den Menschen stets und überall. Ach, so ein Sommerschneee ist wie ein jäh hereinbrechendes, tiefes Leid." So schloß der greise Theas. Und alle Oberalpknechte gaben ihm recht. Joh. Jak. Jehli.

Glück — Zufall oder Bestimmung?

Von Gert Schoenhoff.

Die Sehnsucht nach Glück ist jedem Menschen in die Brust gelegt. Es ist daher nur natürlich, daß alle das Glück erhoffen und erstreben als ein gutes Recht, das ihnen mit der Menschwerdung verliehen worden ist. Es ist darum auch durchaus nicht des Menschen unwürdig, das Glück mit allen Fasern der Seele zu ersehnen; nur die Gier nach Glück, die rücksichtslose Jagd nach dem, was uns für unser äußeres Wohlleben unerläßlich erscheint, ist unedel und daher verwerflich. Man darf das Glück nicht erjagen, man darf es nicht erobern und ebensowenig erbetteln wollen. Man muß es nur inbrünstig ersehnen und geduldig warten, ob es die Gnade haben wird, zu uns zu kommen. Glücksuchen in jeder Form ist immer vergebliches Bemühen, denn nimmer finden wir das Glück, sondern das Glück findet uns, und es findet uns um so sicherer, je stärker wir sein Kommen ersehnen.

Um aber des Glückes teilhaftig zu werden, um es mit gläubigem Vertrauen ersehnen zu können, dazu müssen wir uns vor allem über das Wesen des Glückes klar sein, das heißt,